

*Rose
Tremain*

*Und
damit
fing
es an*



ROMAN

INSEL

Rose Tremain
Und damit fing es an

Aus dem Englischen
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *The Gustav Sonata* bei Chatto & Windus, London, an imprint of Vintage, part of Penguin Random House.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

© Rose Tremain 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17684-8

»Wenn man in mich dringt, zu sagen, warum ich ihn liebte, so fühle ich, dass sich dies nicht aussprechen lässt, ich antworte denn: Weil er er war; weil ich ich war.«

Michel de Montaigne, *Über die Freundschaft*

Mutti
Matzlingen, Schweiz, 1947

Mit fünf Jahren wusste Gustav Perle nur eines sicher: Er liebte seine Mutter.

Ihr Name war Emilie, aber alle nannten sie Frau Perle. (In der Schweiz waren die Menschen damals nach dem Krieg recht formell. Man konnte sein Leben verbringen, ohne jemals den Vornamen seines nächsten Nachbarn zu erfahren.) Gustav nannte Emilie Perle »Mutti«. Sie sollte sein Leben lang »Mutti« bleiben, auch dann noch, als das Wort für ihn babyhaft zu klingen begann: seine Mutti, sein Ein und Alles, eine dünne Frau mit einer durchdringenden Stimme und strähnigen Haaren, die sich in der kleinen Wohnung irgendwie zögerlich von Zimmer zu Zimmer bewegte, als fürchte sie, zwischen einem Schritt und dem nächsten auf Dinge – oder sogar Menschen – zu stoßen, die sie nicht erwartet hatte.

Von der Wohnung im zweiten Stock, zu der eine für das Haus zu stattliche Steintreppe führte, konnte man den Fluss Emme und Matzlingen sehen, eine Stadt in der Region zwischen Jura und Alpen, die sich Schweizer Mittelland nennt. An der Wand von Gustavs winzigem Zimmer hing eine Karte von Mittelland, auf der sich der Landstrich grün und hügelig ausnahm und von Viehherden, Wasserrädern und kleinen Kirchen mit Schindeldächern belebt war. Manchmal

nahm Emilie Gustavs Hand und führte sie an die Stelle, wo Matzlingen am Nordufer des Flusses eingezeichnet war. Das Symbol für Matzlingen war ein Käserad mit einem herausgeschnittenen Stück. Gustav konnte sich erinnern, dass er Emilie einmal gefragt hatte, wer denn das fehlende Stück Käse gegessen habe. Aber Emilie hatte geantwortet, er solle ihre Zeit nicht mit albernen Fragen vertun.

Auf der Eichenanrichte im Wohnzimmer stand eine Fotografie von Erich Perle, Gustavs Vater, der gestorben war, bevor Gustav alt genug war, um sich an ihn zu erinnern.

Jedes Jahr am ersten August, dem Schweizer Nationalfeiertag, stellte Emilie Enziansträußchen rund um das Foto und ließ Gustav davor knien und für die Seele seines Vaters beten. Gustav wusste nicht, was eine Seele ist. Er sah nur, dass Erich ein gutaussehender Mann mit einem selbstbewussten Lächeln war, der eine Polizeiuniform mit glänzenden Knöpfen trug. Also beschloss Gustav, für die Knöpfe zu beten – dafür, dass sie ihren Glanz behielten und dass das stolze Lächeln seines Vaters mit den Jahren nicht verblasste.

»Er war ein Held«, sagte Emilie jedes Jahr wieder zu ihrem Sohn. »Zuerst habe ich es nicht begriffen, aber das war er. Er war ein guter Mann in einer verkommenen Welt. Falls irgendjemand dir etwas anderes erzählt, dann irrt er sich.«

Manchmal murmelte sie, die Augen geschlossen und die Hände zusammengepresst, auch andere Dinge über Erich, an die sie sich noch erinnerte. Eines Tages sagte sie: »Es war so ungerecht. Ihm ist nie Gerechtigkeit widerfahren. Und das wird es auch nie.«

*

In einem Kittel, das kurze Haar sorgfältig gekämmt, wurde Gustav jeden Morgen in die an die Grundschule angeschlossene örtliche Vorschule gebracht. An der Tür des Schulhauses blieb er immer vollkommen regungslos stehen und sah Emilie hinterher, wenn sie sich wieder entfernte. Er weinte nie. Häufig fühlte er einen Schluchzer aus seinem Herzen aufsteigen, aber er zwang ihn stets wieder hinunter. Denn Emilie hatte ihm beigebracht, wie er sich in der Welt zu verhalten habe: Er hatte *sich zu beherrschen*. Die Welt sei voller schlechter Menschen, sagte sie, aber Gustav habe seinem Vater nachzueifern, der, als ihm Unrecht geschah, ein ehrenhafter Mann geblieben sei; er habe *sich beherrscht*. Wenn Gustav das beherzige, sei er auf alles, was da kommen mochte, vorbereitet. Denn selbst in der Schweiz, die vom Krieg verschont geblieben sei, wisse niemand, was die Zukunft bringen werde.

»Du siehst also«, sagte sie, »du musst *wie die Schweiz sein*. Verstehst du? Du musst dich zusammenreißen und mutig und stark sein und dich heraushalten. Dann wirst du die richtige Art Leben führen.«

Gustav hatte keine Ahnung, was »die richtige Art Leben« war. Alles, was er kannte, war sein eigenes Leben, das Leben mit Emilie in der Wohnung im zweiten Stock mit der Karte von Mittelland an seiner Zimmerwand und Emilies Strümpfen, die an einer Leine über der gusseisernen Badewanne trockneten. Er wünschte sich, sie würden immer dort hängen, diese Strümpfe. Er wünschte sich, Geschmack und Konsistenz der Rösti, die es zum Abendessen gab, würden sich nie ändern. Selbst der Käsegeruch in Emilies Haaren, den er nicht besonders mochte, gehörte, wie er genau wusste, einfach dorthin, weil Emilies Arbeitsstelle in der Matzlinger Käse-Kooperative sie beide am Leben hielt.

Die Spezialität der Matzlinger Kooperative war Emmen-

taler aus der Milch der Kühe in den Emme-Tälern. »Es gibt viele ausgezeichnete Erfindungen in der Schweiz«, erklärte Emilie Gustav und klang dabei wie eine Reiseführerin, »und der Emmentaler Käse ist eine von ihnen.« Doch trotz seiner ausgezeichneten Qualität schwankte der Umsatz des Emmentalers – sowohl innerhalb der Schweiz als auch in all den Ländern, die noch mit dem mühsamen Wiederaufbau nach dem Krieg beschäftigt waren. Und wenn der Umsatz nach unten ging, konnten die Prämien, die den Käserei-angestellten zu Weihnachten und am Nationalfeiertag ausbezahlt wurden, enttäuschend gering ausfallen.

Das Warten auf ihre Prämie machte Emilie Perle immer ganz benommen vor Sorge. Sie saß dann an dem Küchenregal (es war kein Tisch, sondern nur ein Regalbrett mit Scharnier, an dem Gustav und sie ihre Mahlzeiten einnahmen) und rechnete auf den grauen Rändern des Lokalblatts *Matzlinger Zeitung* Zahlenkolonnen zusammen. Die Druckerschwärze trübte stets ihre Rechenkünste. Außerdem blieben die Zahlen nicht in ihren Kolonnen, sondern wanderten in Reportagen über den Schwingfest-Wettbewerb und die Sichtung von Wölfen in den nahe gelegenen Wäldern. Manchmal wurde Emilies hektische Kritzelei noch zusätzlich durch ihre Tränen verschmiert. Sie hatte Gustav beigebracht, niemals zu weinen. Aber diese Regel schien für sie selbst nicht zu gelten, denn manchmal, wenn Gustav spät in der Nacht leise aus seinem Zimmer schlich, fand er Emilie weinend über den Seiten der *Matzlinger Zeitung*.

In solchen Momenten roch ihr Atem oft nach Anis, und sie hielt ein Glas mit einer wolkig gelben Flüssigkeit umklammert; Gustav fürchtete sich vor alledem – vor ihrem Anisatem, vor dem dreckigen Glas und vor den Tränen seiner Mutter. Er kletterte auf den Hocker neben ihr und beobachtete sie aus den Winkeln seiner grauen Augen, und schon

bald putzte Emilie sich die Nase, streckte die Hand nach ihm aus und sagte, es tue ihr leid. Dann küsste er ihre feuchte, brennende Wange, sie hob ihn hoch und trug ihn, unter seinem Gewicht schwankend, zurück in sein Zimmer.

In dem Jahr, als Gustav fünf wurde, gab es überhaupt keine Weihnachtsprämien, und Emilie sah sich gezwungen, für den Samstagmorgen eine zweite Arbeit als Putzfrau in der protestantischen Kirche Sankt Johann anzunehmen.

*

Sie sagte zu Gustav: »Bei dieser Arbeit kannst du mir helfen.«

Und so brachen sie gemeinsam sehr früh auf, noch bevor die Stadt richtig erwachte, bevor sich irgendein Licht am Himmel zeigte. Sie liefen durch den Schnee, folgten dem schwachen Strahl der beiden Taschenlampen, und ihr Atem benetzte ihre wollenen Schals von innen. Wenn sie in der Kirche ankamen, war diese ebenfalls dunkel und kalt. Emilie knipste die zwei grünlichen Neonröhren rechts und links vom Kirchenschiff an, und sie begannen mit der Arbeit, ordneten die Gesangbücher, staubten die Kirchenbänke ab, wischten den Steinfußboden und polierten die Messingkerzenständer. Sie konnten die Eulen in der schwindenden Dunkelheit rufen hören.

Wenn es dann heller wurde, nahm Gustav seine Lieblingsaufgabe in Angriff. Er kniete sich auf eines der Betkissen, schob es immer ein Stückchen weiter, während er das Gitter auf dem Mittelgang putzte. Vor Emilie tat er so, als müsse er dabei sehr gründlich vorgehen, weil das schmiedeeiserne Gitter so kunstvoll verschnörkelt war und sein Staubtuch jeder Windung der Ornamente von innen und außen nachzugehen hatte, worauf sie bemerkte: »In Ordnung, Gustav, das ist gut. Dass du gründlich arbeitest, ist gut.«

Was sie jedoch nicht wusste, war, dass Gustav immer nach Dingen für seine skurrile Sammlung von Gegenständen suchte, die *durch* das Gitter gefallen waren und dort im Staub lagen. Er nannte sie seinen »Schatz«. Nur Hände so klein wie seine konnten sie herausfingern. Hin und wieder fand er auch Geld, aber immer nur Münzen von niedrigem Wert, mit denen sich nichts kaufen ließ. Häufiger waren es Haarnadeln, verwelkte Blütenblätter, Zigarettensammel, Bonbonpapiere, Büroklammern und Eisennägel. Er wusste, dass auch sie wertlos waren, aber das störte ihn nicht. Eines Tages fand er einen nagelneuen Lippenstift in einer goldenen Hülle. Den bezeichnete er als seinen »Hauptschatz«.

All das trug er in seinen Manteltaschen nach Hause und versteckte es in einer Holzkiste, in der einst die Zigarren lagen, die sein Vater immer geraucht hatte. Er strich die Bonbonpapiere glatt, deren lebhaft Farben ihm gefielen, und schüttelte den Tabak aus den Zigarettensammel in eine kleine Blechbüchse.

Wenn er allein in seinem Zimmer war, betrachtete er seinen Schatz. Manchmal berührte er ihn und roch daran. Dass er ihn vor Emilie verbarg – als wäre es womöglich ein Geschenk, mit dem er sie eines Tages überraschen würde –, war das Aufregende daran. Der Lippenstift war dunkelviolett, fast schwarz, wie eine gekochte Zwetschge, und er fand ihn wunderschön.

In der Kirche brauchten Emilie und er zwei Stunden, bis alles tadellos für die Gottesdienste am Wochenende hergerichtet war. Während dieser Zeit kamen immer ein paar Leute herein, fest eingemummt gegen die Kälte setzten sie sich in eine Bank und beteten oder traten an das Geländer vor dem Altar und starrten auf die bernsteinfarbene Pietà im Westfenster.

Gustav sah, dass Emilie um diese Menschen herumkroch, als versuche sie, sich unsichtbar zu machen. Selten sagten sie »Grüezi« oder sprachen Frau Perle mit ihrem Namen an. Gustav beobachtete sie von seinem Kissen aus und stellte fest, dass fast alle alt waren. Sie erschienen ihm wie unglückliche Wesen, die keinen heimlichen Schatz besaßen. Er dachte, dass sie vielleicht nicht »die richtige Art Leben« führten, und überlegte, ob das »richtige Leben« möglicherweise in den Dingen lag, die nur er allein sehen konnte – Dingen, die unter irgendeinem Gitter verborgen waren, über das die meisten Menschen achtlos hinwegschritten.

Wenn Emilie und Gustav mit dem Putzen fertig waren, liefen sie Hand in Hand nach Hause. Um die Zeit fuhren schon die ersten Straßenbahnen, irgendwo läutete eine Glocke, ein Taubenschwarm flog von Dach zu Dach, und die Besitzerin des Blumenstands an der Ecke Unter der Egg stellte ihre Vasen und Eimer nach draußen. Die Blumenverkäuferin hieß Frau Teller und grüßte sie jedes Mal mit einem Lächeln, selbst wenn es schneite.

Unter der Egg war der Name der Straße, in der ihr Mietshaus lag. Bevor diese Häuser gebaut wurden, war Unter der Egg ein Streifen Brachland gewesen, auf dem die Matzlinger Bürger Schrebergärten pachten konnten, um Gemüse anzupflanzen, doch diese Gärten waren längst verschwunden. Jetzt gab es nur einen breiten Bürgersteig, einen metallenen Trinkbrunnen und Frau Tellers Blumenstand als letzte Erinnerung an all das Grün, das einst hier wuchs. Emilie sagte manchmal, sie hätte gern Gemüse angebaut – Rotkohl, sagte sie, und Zuckererbsen und Kürbisse. »Aber immerhin«, seufzte sie dann, »wurde die Gegend nicht im Krieg zerstört.«

Sie hatte Gustav in Illustrierten Fotos von zerstörten Städten gezeigt. Sie sagte, die lägen alle nicht in der Schweiz.

Dresden. Berlin. Caen. Auf keinem von ihnen waren Menschen zu sehen, aber auf einem dieser Bilder gab es einen weißen Hund, der einsam auf einem Trümmerberg saß. Gustav hatte gefragt, was mit dem Hund passiert sei, und Emilie hatte geantwortet: »Es ist sinnlos, zu fragen, was passiert ist, Gustav. Vielleicht hat der Hund ein gutes Herrchen gefunden, oder vielleicht ist er verhungert. Woher soll ich das wissen? Alles im Krieg hing davon ab, wer man war und *wo* man war. Den Rest übernahm das Schicksal.«

Gustav starrte seine Mutter an. »Wo waren wir?«, fragte er.

Sie schlug die Illustrierte zu und legte sie so sorgfältig weg wie ein schmiegsames Kleidungsstück, das sie bald wieder zu tragen gedachte. Sie nahm Gustavs Gesicht zwischen ihre Hände. »Wir waren hier«, sagte sie, »in Matzingen und sicher. Als dein Vater stellvertretender Polizeichef war, hatten wir eine Zeitlang sogar eine sehr schöne Wohnung in der Fribourgstraße. Es gab da einen Balkon, auf dem ich Geranien zog. Ich kann keine Geranien mehr sehen, ohne an die zu denken, die ich damals gepflanzt habe.«

»Und dann sind wir nach Unter der Egg gekommen?«, fragte Gustav.

»Ja. Dann sind wir hierhergekommen.«

»Nur du und ich?«

»Nein. Am Anfang waren wir zu dritt. Aber nicht lange.«

Nach der Putzaktion in der Kirche setzten Gustav und Emilie sich immer an das Klappregal in der winzigen Küche, tranken heiße Schokolade und aßen Schwarzbrot mit Butter. Vor ihnen lag ein langer Wintertag, kalt und leer. Manchmal ging Emilie dann wieder ins Bett und las ihre Illustrierten. Sie entschuldigte sich nicht dafür. Sie sagte, Kinder müssten lernen, allein zu spielen. Sie sagte, wenn sie das nicht lernten, würden sie niemals Fantasie entwickeln.

Gustav starrte dann aus dem Fenster seines Zimmers in den weißen Himmel. Das einzige Spielzeug, das er besaß, war eine kleine Blechbahn, also stellte er die Eisenbahn auf das Fensterbrett und ließ sie hin und her rangieren. Häufig war es am Fenster so kalt, dass Gustav mit seinem Atem sehr echt wirkenden Dampf über der Lokomotive ausstieß. Auf die Waggonfenster waren Gesichter von Menschen gemalt, alle mit dem Ausdruck blanken Erstaunens. Diesen verblüfften Menschen flüsterte Gustav gelegentlich zu: »Ihr müsst *euch beherrschen*.«

*

Der merkwürdigste Ort des Mietshauses war der Bunker unten im Keller. Er war als Atombunker gebaut worden, wurde allerdings gewöhnlich als »Luftschuttkeller« bezeichnet. Demnächst würden alle Gebäude der Schweiz mit solch einem Keller ausgestattet sein müssen.

Einmal jährlich rief der Hausmeister sämtliche Bewohner des Gebäudes zusammen, auch die Kinder, und sie stiegen alle gemeinsam hinunter in den Bunker. Hinter ihnen schlossen sich schwere Eisentüren.

Gustav umklammerte Emilies Hand. Lampen wurden angeknipst, aber alles, was man daraufhin sah, waren weitere Treppen, die noch tiefer hinunterführten. Der Hausmeister erinnerte sie jedes Mal daran, »normal zu atmen«, das Luftfiltersystem werde regelmäßig auf sein absolut perfektes Funktionieren geprüft. Der Raum heiße nicht umsonst »Luftschuttkeller«. Doch es hing ein seltsamer Geruch in der Luft, ein tierischer Geruch, als hausten Füchse oder Ratten dort, die vom Staub oder von der grauen Farbe lebten, die sie von den Wänden leckten.

Am Ende der zahllosen Treppen erweiterte sich der Bunker zu einem großen Lagerraum, in dem sich vom Boden

bis zur Decke versiegelte Pappkartons stapelten. »Merken Sie sich gut, was wir in diesen Kartons aufbewahren«, sagte der Hausmeister, »genügend Lebensmittel für uns alle für ungefähr zwei Monate. Und der Wasservorrat wird in den Tanks da drüben sein. Sauberes Trinkwasser. Natürlich rationiert, weil die Netzstromversorgung – selbst wenn sie funktioniert – im Falle radioaktiver Verseuchung unterbrochen würde. Aber ausreichend für alle.«

Er führte sie weiter. Er war ein schwerer Mann. Er sprach laut und betonte jedes Wort genau, als glaube er, er habe es mit einer Gruppe Schwerhöriger zu tun. Der Klang seiner Stimme hallte von den Betonwänden zurück. Gustav fiel auf, dass die Bewohner im Laufe dieser Führungen durch den Atombunker stets verstummen. Ihre Gesichter erinnerten ihn an die gemalten Menschen auf seiner Eisenbahn. Vielleicht war es die Stimme des Hausmeisters mit ihrem Echo, die sie stumm machte? Ehepaare drängten sich zusammen. Alte Menschen klammerten sich Halt suchend aneinander. Gustav fürchtete immer, seine Mutter könne seine Hand loslassen.

Als sie in den »Schlafsaal« des Bunkers kamen, sah Gustav, dass die Betten zu Fünfertürmen übereinandergestapelt waren. Um ins oberste Bett zu gelangen, musste man eine Leiter hochklettern, und Gustav dachte, es würde ihm nicht gefallen, so hoch über dem Fußboden zu liegen. Angenommen, er wachte nachts im Dunkeln auf und fand Emilie nicht? Angenommen, Emilie schlief im untersten Bett oder in einer anderen Reihe? Angenommen, er stürzte aus seinem Bett und fiel auf den Kopf, und der Kopf platzte? Er flüsterte seiner Mutter zu, dass er nicht hier wohnen wolle, in einem Eisenbett und mit Essen aus Pappkartons, und sie sagte: »Das wird wahrscheinlich nie passieren.«

»Was wird nie passieren?«, fragte er.

Aber das wollte Emilie nicht sagen. »Darüber musst du dir noch keine Gedanken machen«, erklärte sie ihm. »Der Bunker ist nur als Schutz gedacht, für den Fall, dass die Russen – oder überhaupt irgendjemand – es sich in den Kopf setzen sollten, der Schweiz etwas anzutun.«

Gustav lag nachts in seinem Bett und dachte darüber nach, was passieren könnte, wenn der Schweiz etwas angetan wurde. Er fragte sich, ob Matzlingen in einen Trümmerberg verwandelt würde und er plötzlich ganz allein wäre, so wie der weiße Hund auf dem Foto.

Anton
Matzlingen, 1948

Anton kam im kalten Frühling jenes Jahres in die Vorschule.

Er betrat das Schulzimmer und blieb weinend an der Tür stehen. Keines der Kinder hatte diesen Jungen zuvor schon gesehen. Eine der Lehrerinnen, Fräulein Frick, ging zu ihm, nahm ihn bei der Hand, kniete sich vor ihn hin und begann mit ihm zu reden, doch er schien sie nicht zu hören. Er weinte einfach weiter.

Fräulein Frick gab Gustav ein Zeichen. Eigentlich wollte Gustav nicht gern der Junge sein, der dieses weinende Kind zu trösten hatte, aber Fräulein Frick forderte ihn auf, nach vorn zu kommen, und erklärte Anton: »Das ist Gustav. Gustav wird dein Freund sein. Er wird mit dir zur Sandkiste gehen, und ihr könnt zusammen eine Burg bauen, bevor wir mit unserem Unterricht beginnen.«

Anton schaute Gustav an, der ein wenig kleiner war als er.

Gustav verkündete: »Meine Mutter sagt, man soll lieber nicht weinen. Sie sagt, man muss *sich beherrschen*.«

Das verblüffte Anton offenbar so sehr, dass er abrupt mit Schluchzen aufhörte.

»Na siehst du«, sagte Fräulein Frick. »Das ist brav. Geh schön mit Gustav.« Sie zog ein Taschentuch hervor und wischte Antons Gesicht ab. Die Wangen des Jungen waren

hektisch rosa, seine Augen große, dunkle Teiche. Er zitterte am ganzen Leib.

Gustav brachte ihn zum Sandkasten. Antons kleine Hand fühlte sich glühend heiß an. Gustav fragte: »Was für eine Burg möchtest du bauen?« Aber der Junge konnte nicht antworten. Also reichte Gustav ihm eine Schaufel und sagte: »Ich finde Burgen mit einem Graben schön. Sollen wir mit dem Burggraben beginnen?«

Gustav zog einen Kreis, und sie begannen, Sand auszuheben. Einige andere Kinder stellten sich zu ihnen und starrten den neuen Jungen an.

*

Vor Antons Ankunft hatte Gustav keine engen Freunde in der Vorschule gehabt. Es gab ein Mädchen namens Isabel, das er lustig fand. Isabel kletterte gern auf die Arbeitstische, sprang hinunter und landete wie ein Turner mit geschlossenen Füßen und ausgebreiteten Armen auf dem Boden. Und sie brachte immer ihre kleine Maus in einem Holzkäfig mit in die Schule; Gustav war eines der wenigen Kinder, die die Maus streicheln durften. Aber es war zu anstrengend, lange mit Isabel zu spielen. Sie musste bei jedem Spiel die Königin sein.

Sein ganzes Leben lang würde Gustav sich lebhaft an jenen ersten Morgen mit Anton erinnern. Sie redeten nicht sehr viel. Es war, als hätte Anton das Weinen so erschöpft, dass er nicht reden *konnte*. Er folgte Gustav einfach überallhin, setzte sich am Arbeitstisch sehr dicht neben ihn, beobachtete, was er tat, und versuchte, es nachzumachen. Als Gustav ihn fragte, woher er komme, sagte er: »Aus Bern. Wir hatten ein Haus in Bern, aber jetzt haben wir nur eine Wohnung in Matzlingen.«

Gustav sagte: »Wo ich wohne, ist es sehr eng. Wir haben

nicht einmal einen Küchentisch. Hast du einen Küchentisch?»

»Ja«, antwortete Anton, »wir haben einen Küchentisch. Ich habe ihn beim Frühstück vollgekotzt, weil ich nicht hierher wollte.«

Später fragte Anton Gustav: »Habt ihr ein Klavier?«

»Nein«, antwortete Gustav.

»Wir haben ein Klavier, und ich kann darauf spielen. Ich kann *Für Elise* spielen. Nicht den schnellen Teil, aber den Anfang.«

»Was ist *Für Elise*?«, fragte Gustav.

»Beethoven«, sagte Anton.

Vielleicht war es die Vorstellung, dass Anton mit seinen kleinen Händen Klavier spielte, oder die Tatsache, dass er ihm erklärte, sein Nachname sei Zwiebel, weshalb er Gustav leidtat – was immer der Grund sein mochte, jedenfalls hatte Anton etwas an sich, das Gustav das Gefühl gab, er müsse ihn beschützen.

Am nächsten Tag weinte Anton wieder bei seiner Ankunft. Gustav sah, wie Fräulein Frick zu ihm wollte, aber er stellte sich ihr in den Weg und sagte, er werde sich um Anton kümmern. Er nahm ihn mit zum »Naturtisch« und zeigte ihm die Seidenraupen, die in einem Lebensmittelkarton mit durchlöcherter Deckel gezüchtet wurden. Er sagte: »Die Löcher in dem Karton, den wir vorher hatten, waren zu groß, und die Seidenraupen sind rausgekrochen.«

»Wohin denn?«, fragte Anton, er weinte immer noch.

»Überallhin«, antwortete Gustav. »Wir haben sie wieder eingesammelt, aber auf ein paar sind wir draufgetreten. Es ist eklig, auf eine Seidenraupe zu treten.«

Gustav sah, dass Anton lächelte, aber dann füllten seine Augen sich wieder mit Tränen, und er versteckte das Gesicht in den Händen.

Gustav fragte: »Weswegen weinst du?«

Anton stammelte, er weine, weil er seine Freunde aus der alten Vorschule in Bern vermisste.

»Sind sie tot?«, fragte Gustav.

»Nein. Aber ich werde sie nie wiedersehen. Ich wohne jetzt hier.«

Gustav sagte: »Dann finde ich es aber blöd, deswegen zu weinen. Ist deine Mutter nicht böse mit dir, wenn du immer weinst?«

Anton nahm die Hände vom Gesicht und starrte Gustav an. »Nein«, sagte er, »sie versteht, dass ich unglücklich bin.«

»Na ja«, sagte Gustav. »*Ich* finde es jedenfalls ein bisschen blöd. Jetzt bist du hier, also musst du damit zurechtkommen.«

Dann läutete die Glocke zum Morgenunterricht. Anton folgte Gustav zu einem der Arbeitstische; sie bekamen graue Bastelbögen und Schachteln mit Buntstiften ausgeteilt und dazu die Aufgabe, den Tag mit einem Bild von etwas Schönerem zu beginnen, etwas, das ihnen gefiel.

Antons einzeln tröpfelnde Tränen sprenkelten das Papier wie dicke Regentropfen, doch nach fünf oder sechs Minuten hörte er mit Weinen auf.

»Was willst du malen?«, fragte er Gustav.

»Ich werde meine Mutter malen«, erwiderte der.

»Ist deine Mutter schön?«

»Das weiß ich nicht. Sie ist eben meine Mutter. Sie arbeitet in der Käse-Kooperative und macht Emmentaler.«

Fräulein Frick klopfte mit einem Lineal auf ihr Pult. »Ihr kennt die Regeln«, sagte sie. »Wenn wir Bilder malen, sind wir leise. Ihr redet leise mit euren Bildern, nicht miteinander.«

Gustav wollte, dass Emilie auf seinem Bild am Küchenregal saß, deshalb zeichnete er zuerst das Regal, eine Art

Rechteck, das in der Luft hing. Er malte es braun an. Dann begann er mit Emilies Gesicht, das keine runde Form hatte, sondern eine irgendwie längliche, aber er wusste nicht, wie er sie hinbekommen sollte. Er sah sofort, dass das, was er gezeichnet hatte, zu schmal war. Er hob die Hand. Fräulein Frick kam zu ihm, und Gustav sagte: »Das sollte ein Gesicht sein, aber es sieht aus wie ein Eishörnchen.«

»Das ist nicht schlimm«, sagte Fräulein Frick. »Dann mach doch einfach ein Hörnchen daraus. Und obendrauf malst du einen Klacks leckeres Erdbeereis.«

Es war irgendwie lustig, dass Emilie Perle plötzlich ein Eishörnchen werden konnte. Gustav sagte leise zu Anton: »Ich wollte meine Mutti malen, aber das ging nicht. Jetzt ist sie ein Eis.«

Und das war das erste Mal, dass er Anton lachen hörte. Es war ein unwiderstehliches Lachen; man musste einfach mitlachen, und plötzlich konnten die beiden Jungen gar nicht mehr aufhören zu kichern. Gustav ahnte, dass Fräulein Frick sie streng musterte, aber sie sagte nichts, und als er zu ihr hinschaute – nachdem er endlich sein Kichern unterdrückt hatte –, sah sie überhaupt nicht streng aus, sondern einfach ziemlich belustigt.

Gustav nahm einen rosa Buntstift und kritzelte eine Eiskugel auf das Hörnchen. Dann wollte er wissen, was Anton malte. Anton benutzte nur einen schwarzen Stift. Er hatte ein kleines Lineal auf den Bastelbogen gelegt und rundherum eine Linie gezogen. Und in diesen perfekt gezeichneten Rahmen hatte er eine Reihe verschieden langer schwarzer Linien gezogen. Gustav wusste, was dieses Ding sein sollte: Es war ein Klavier.

*

Gustav erzählte Emilie von Antons Lachen. Er sagte: »Ich höre es so gern.«

In der Nacht begann er, sich lustige Geschichten für Anton auszudenken, weil er den ganzen nächsten Tag sein Lachen hören wollte. Und dann hatte er eine Idee, die ihn überraschte – er beschloss, Anton den Schatz in der Zigarrenkiste zu zeigen. Er würde ihn zeigen, weil Anton bestimmt verstand, dass es sich lohnte, diese Gegenstände aufzubewahren. Aber die Sammlung mit in die Vorschule zu nehmen, wagte Gustav nicht. Er sagte zu Emilie: »Können wir Anton Zwiebel zum Tee einladen?«

»Zwiebel?«, sagte Emilie, »das ist ein sehr merkwürdiger Name.«

»Für seinen Namen kann er nichts«, erwiderte Gustav.

»Nein. Aber Namen sind wichtig. Als ich deinen Vater kennenlernte und er mir sagte, er heiße Perle, fand ich den Namen wunderschön und dachte mir, ich würde gern Frau Perle werden.«

Gustav blickte seine Mutter an. Sie löste gerade ihr strähni- ges Haar aus dem roten Schnupftuch, mit dem sie es wäh- rend der Arbeit zusammenband, es fiel ihr jetzt frei ums Gesicht. Sie strich es glatt und zupfte daran herum, als wol- le sie sich tatsächlich hier und jetzt erneut für jene erste Begegnung mit einem Mann namens Erich Perle schönma- chen.

»Wir könnten ihn doch an einem Mittwoch einladen?«, meinte Gustav. »Wenn du den halben Tag frei hast?«

»Anton Zwiebel. Also, so einen Namen habe ich noch nie gehört. Doch ja, wir können ihn einladen – wenn seine El- tern einverstanden sind. Ich könnte eine Nusstorte backen, vorausgesetzt, ich bekomme um diese Jahreszeit Walnüs- se ...«

»Vielleicht mag er keine Walnüsse.«

»Pech für ihn. Wenn er sie nicht mag, muss er die Nusstorte ja nicht essen.«

*

Es war schon Frühling, als es endlich zu der Teeeinladung kam. Abgesprochen war, dass Anton mit Gustav zu Fuß von der Schule bis zu Emilies Wohnung in Unter der Egg laufen und um sechs Uhr von seinem Vater dort wieder abgeholt würde. Der Vater, so hieß es, sei ein Bankier, der für eine große nationale Bank in Bern tätig gewesen war und jetzt für eine kleinere Filiale dieser Bank in Matzlingen arbeite. Die Gründe für diesen Wechsel kamen damals nicht zur Sprache. Alles, was Anton dazu sagte, war, dass die ganze Familie das Leben in Bern vermisse. Herr Zwiebel, der Bankier, vermisste offenbar seine große Bank; Frau Zwiebel, die Hausfrau war, vermisste die wunderbaren Geschäfte, und Anton vermisste seine alten Freunde.

Jeden Mai blühte im Hinterhof des Mietshauses ein weißer Kirschbaum. In diesem Frühling 1948 trug der Baum – vielleicht, weil es gegen Winterende ständig geregnet hatte – so viele Kirschblüten, dass die Äste sich zu dem gepflasterten Boden des Hofes hinunterbogen.

Von seinem Fenster, an dem er mit seiner Blecheisenbahn spielte, blickte Gustav auf den Kirschbaum und beobachtete, dass die ein und aus gehenden Hausbewohner beim Überqueren des Hofes fast ausnahmslos stehen blieben und den Baum mit seiner herrlichen Last betrachteten. Manchmal streckten sie einen Arm aus, so wie man ihn sehnsuchtsvoll nach einem verlorenen Menschen ausstrecken würde. Emilie sagte, einst hätten in der ganzen Straße Unter der Egg Kirschbäume vor den Häusern gestanden, doch sie seien gefällt worden und nun gebe es nur noch diesen einen Baum hier im Hof. Sie sagte: »Der Baum ist für die Leute etwas Be-

sonderes, weil er in all den Turbulenzen durchgehalten hat – so wie bestimmte Dinge es offenbar manchmal tun.«

»Was für Dinge?«, fragte Gustav.

»Na, der weiße Hund, zum Beispiel«, antwortete Emilie, »der dir in den Trümmern von Berlin aufgefallen ist. Er hat überlebt.«

»Du hast gesagt, er könnte ein gutes Herrchen gefunden haben, könnte aber auch verhungert sein.«

»Ich weiß. Das Entscheidende ist aber, dass es ihn noch eine Weile gab, während alles um ihn herum schon zerstört war. Er hat durchgehalten.«

*

Dann kam der Mittwochnachmittag mit dem Tee. Gustav fand es schön, mit Anton in der Sonne zu Fuß nach Hause zu laufen. Er war auf eine Weise stolz, die er nicht erklären konnte.

Als er Anton Emilie vorstellte, fiel ihm auf, dass seine Mutter den Jungen länger anschaute als sonst, wenn sie neue Menschen kennenlernte, und Gustav fragte sich, was ihr wohl durch den Kopf ging. Sie sagte: »Du kannst eine Weile mit Gustav in seinem Zimmer spielen, und dann trinken wir Tee und essen Nusstorte. Ich hoffe, du magst Nusstorte.«

»Ich weiß nicht, was das ist«, sagte Anton.

»Ach«, sagte Emilie, »dann wird Gustav es dir erklären.«

Die Jungen gingen in Gustavs Zimmer, in das zu dieser Tageszeit ein Sonnenstrahl schräg durchs Fenster fiel, und Gustav sagte: »Nusstorte ist so eine Art Kuchen mit Karamell und mit Walnüssen drin.«

Aber Anton hörte nicht zu. Sie traten an die Fensterbank mit der Blechbahn, und Anton starrte auf den weißen Kirschbaum. Er sagte: »Können wir da runtergehen?«

»Und im Hof spielen?«

»Ich möchte diesen Baum ansehen.«

»Das ist nur ein Kirschbaum«, sagte Gustav.

»Können wir nicht nach unten gehen?«

»Wir müssen Mutti fragen.«

Emilie sagte: »Einverstanden, aber ich komme mit. Ich möchte nicht, dass ihr auf der Treppe Lärm macht. Du weißt doch, dass Herr Nieder sehr krank ist, Gustav?«

»Herr Nieder ist unser Nachbar«, erklärte Gustav Anton.
»Er stirbt bald.«

»Oh«, sagte Anton. »Hat er ein Klavier?«

»Das wissen wir nicht. Hat er eins, Mutti?«

»Ein Klavier?«, sagte Emilie. »Wieso fragst du?«

»Na ja«, sagte Anton, »ich könnte ihm dann *Für Elise* vorspielen.«

»Vielleicht würde er gar nicht wollen, dass du *Für Elise* spielst«, sagte Gustav.

»Und ob! Jeder möchte, dass ich das spiele.«

»Gut, aber nicht jetzt«, sagte Emilie. »Jetzt gehen wir sehr leise nach unten.«

Und so betraten sie den Hof, und Anton starrte den Kirschbaum an, und seine dunklen Augen wurden ganz groß. Er rannte zu dem Baum, hopste von einem Fuß auf den anderen, und dann hüpfte er auf und nieder und stieß dabei kleine Freudenschreie aus.

Regungslos beobachtete Gustav Anton. Er beschloss, dass Antons Freude beim Anblick der Kirschblüten irgendwie mit seinen Tränen morgens in der Vorschule zusammenhängen musste, aber er wusste nicht wie. Er ging zu seinem Freund, nahm seine Hand, und gemeinsam begannen sie, im Kreis um den Baum zu springen, und lachten dabei, bis sie außer Atem waren. Gustav hatte keine Ahnung, weswegen genau er so herumsprang, aber er wusste, dass Anton es wusste, und das schien zu reichen.

Ein oder zwei Hausbewohner betraten den Hof, blieben stehen und lächelten den beiden Jungen zu, die um den alten Kirschbaum tanzten. Später, als Anton gegangen war, sagte Emilie: »Ich kann mir vorstellen, dass es gar keine Kirschbäume in Bern gibt. Das ist zwar unwahrscheinlich, aber sicher kann man es nicht sagen. Vielleicht hat er noch nie einen gesehen?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Gustav.

»Ich finde, er ist ein netter Junge«, sagte Emilie, »aber natürlich ist er ein Jude.«

»Was ist ein Jude?«, fragte Gustav.

»Ach«, sagte Emilie. »Die Juden sind die Leute, wegen denen dein Vater gestorben ist, als er sie retten wollte.«